

Bruno Hespeler

Unsere Hunde



Österreichischer Jagd- und Fischerei-Verlag

*Bruno Hespeler, Jahrgang 1943,
war lange Jahre Berufsjäger und
Revierleiter im Allgäu. Er lebt
heute als freier Journalist und
Sachbuch-Autor in Kärnten.*

© 2016 by Österreichischer Jagd- und Fischerei-Verlag,
Wickenburggasse 3, 1080 Wien

Zeichnungen: Steen Axel Hansen

Bildbearbeitung: Martin Grasberger

Lektorat & Layout & Leitung Produktion: Michael Sternath

*Ammah unted meeself! Awgodd!
Buttnevaevvagi vupole pooha Goof.
Awcawse: Gonnawinnin the end,
mefriend!*

Verlagsassistentz und Sekretariat: Angela Pleyel

Vertriebsleitung: Hermann Striednig

Gesamtherstellung: Druckerei Theiss, Sankt Stefan im Lavanttal

ISBN 978-3-85208-139-7

INHALT

Vorweg:

Der Hund als Ausweis des Jägerseins	7
Erinnerungen an „Elch“	17
Dann kam „Ricke“	35
Gebirgsschweißhunde	49
Zur Abwechslung einen Hannoveraner	59
Allerlei Dackeleien	71
Wachtel – eigentlich ein idealer Hund	91
„Iris“ – ein gebrochener Schwur	103
„Hexi“	129



Vorweg:

Der Hund als Ausweis des Jägerseins

Im Bewusstsein vieler Menschen gehört zu einem richtigen Jäger einfach auch ein Jagdhund. Das mag damit zusammenhängen, dass im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Jäger mehrheitlich mit Hund dargestellt wurden. Kaum ein alpenländisches Wirtshaus, in dem nicht die Kopie eines zeitgenössischen Bildes hing, das die Situation Jäger/Förster und Wilderer zeigte. Fast immer war an der Seite des Jägers dessen Hund zu finden. Entweder war es ein Dackel oder ein langhaariger Hund, der dem heutigen Wachtelhund ähnelte. Schweißhund? Eher schon wurde der Förster mit seinem Vorstehhund dargestellt. Interessant, dass bis ins 19. Jahrhundert viele Vorstehhunde im Habitus nicht nur unserem heutigen Deutschen Wachtelhund glichen, sondern auch „Wachtelhund“ genannt wurden, gleichwohl waren es keine Stöber- sondern Vorstehhunde. Unzählige Male dargestellt wurde der Jäger in der Almhütte, beim Tisch sitzend, die Zither schlagend, und daneben sein „Daxel“.

Der Hund war der unentbehrliche Begleiter derer, die von Berufes wegen auf die Jagd gingen. Im jagdlichen Verständnis jener Zeit war der Hund tatsächlich unentbehrlich. Kaum ein Monat im Jahr, in dem es nichts zu schießen oder zu fangen gab, nichts, das nicht wichtig gewesen und verwertet worden wäre. Suchen und Finden, vor wie nach dem Schuss, das waren fast alltägliche Aufgaben. Ob Rehbock oder Hamster, ob Kiebitz im März oder Haselhuhn auf der Treibjagd, fast jedes Wesen, das Haare oder Federn hatte, wurde gejagt.

Viele alte Rassen sind seit Ende des 19. Jahrhunderts verschwunden oder in neuen Rassen aufgegangen. Dafür begegnen wir heute vielen Jagdhunden, die an der Wende zum 20. Jahr-

hundert kaum bekannt oder schlicht noch nicht „erfunden“ waren. Der deutsche Wachtelhund gehört beispielsweise zu ihnen. Eine „Neuerfindung“ ist auch der Deutsche Jagdterrier. Kein Wort noch von Jack-Russel, von französischen Vorstehhunden, Laikas oder gar vom Retriever.

Ein Dackel war immer noch ein Dackel, entweder hirschrot, gewissermaßen eine Taschenausgabe des Schweißhundes, oder schwarz mit rotem Brand, analog zur Brandlbracke. Der heute so beliebte und dominierende Rauhaarteckel wartete noch auf seine Erfindung. Auch der Bayerische Gebirgsschweißhund ist ein relativ spät entstandenes Kreuzungsprodukt, ebenso die Steirische Rauhaarbracke.

Vereine, die sich mit der Zucht von Jagdhunden beschäftigten, entstanden erst nach und nach. Zuchtvorschriften, so es sie überhaupt schon gab, waren vergleichsweise „locker“. Man züchtete Hunde für den Jagdgebrauch und nicht für die Prüfung. Da war es auch nicht so schlimm, wenn einmal ein Rüde oder eine Hündin nicht so ganz den aktuellen Vorstellungen entsprach. Hauptsache brauchbar.

Neben den Vorstehhunden waren es vor allem die Dackel, die ständige Begleiter der Förster und Berufsjäger waren. Ein Forsthaus ohne Kurzhaardackel? Kaum vorstellbar. Auch sie wurden nicht gehalten, weil sie so gut zur kurzen Lederhose oder zur Lodenjoppe passten. Dackel waren Arbeitshunde, die den Dachs im Bau festhielten, bis ihn die Jäger gegraben hatten, Fuchs und Marder sprengten, stöberten und nachsuchten. Gerade der Dachs war eine geschätzte Beute, die komplett verwertet wurde. Dachsschwarten lieferten Haare für allerlei Pinsel, das Fett war gut für Salben und Cremen und das Wildbret schlicht für die Küche. Fuchs- und Marderbälge waren fixer Bestandteil des Einkommens von Förstern und Jägern.

Heute kommt uns das so vor, als läge diese Zeit Jahrhunderte zurück. Tatsächlich aber ergänzten noch bis zur Wiedervereini-

gung der beiden Deutschlands viele Jäger und Förster in der DDR ihren Lebensunterhalt ganz erheblich mit dem Verkauf von Fuchs- und Marderbälgen.

Raue Zeiten für Hunde

Auch in der älteren Literatur, sagen wir so an der Schwelle zum 20. Jahrhundert, finden wir den Jagdhund in der Belletristik schon hochstilisiert als besten Freund und treuesten Begleiter des Jägers. In krassem Gegensatz hierzu stand oft die Behandlung, welcher viele Jagdhunde damals ausgesetzt waren. Man muss mit vielen Jagdhunden „der guten alten Zeit“ postmortal großes Mitleid haben! Vor allem die Vorstehhunde waren oft arme, geschundene Kreaturen; ihre „Ausbildung“ war oft brutale Folter. Mancher in Ehren ergraute „Hundemann“ wird ob so viel „Lüge und Infamie“ rasch nach seinen Blutdrucktabletten greifen. Aber was hier geschildert wird, war die Realität und – wenn auch weniger werdend – sogar bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts hinein.

Oswald schrieb 1890 in seinem Buch „Der Vorstehhund ...“: „Das Herz muß einem fühlenden Menschen brechen, wenn er sieht, wie abscheulich der gute Vorstehhund an den Korallen herumgerissen; wie er an denselben bis zum Ersticken aufgehängt, wie er mit knotigen Peitschen geprügelt, wie er mit Füßen grausam getreten; wie er barbarisch angeschossen wird.“

Diezel, einer der ganz großen Heroen der Niederwildjagd, schrieb noch 1912 in seinem Standardwerk „Erfahrungen auf dem Gebiete der Niederjagd“: „Leider wird zu oft ein mehrere Monate dauerndes Herumzerren des armen gequälten Tieres an der Korallenleine, tägliches Aufhängen und Prügeln bis zur Bewusstlosigkeit für feste Dressur ausgegeben.“

Es ließen sich noch viele Autoren jener Zeit zitieren. Dass sie im 20. Jahrhundert nach und nach weniger wurden, lag nur zum Teil an einer schleichenden „Humanisierung“ der Jagdhundedressur. Entscheidend waren dabei eher das Aufleben des Tierchutzgedankens in der Öffentlichkeit und das erzwungene Zusammenstehen der Jägerschaft durch das Regime. Das Schlagwort vom „Nestbeschmutzer“ für jeden, der Missstände nannte oder gar kritisierte, galt bis ans Ende des 20. Jahrhunderts. Nicht die Täter waren zu verurteilen, sondern jene, die die Täter nannten.

Der Strafschuss mit Schrot, etwa wenn der Hund unerlaubt einen Hasen hetzte, gehörte noch in meinen Anfangsjahren als Berufsjäger sozusagen zum Grundkapital der Ausbildung und hielt sich bis lange nach dem Zweiten Weltkrieg. Erst nach und nach verzichteten immer mehr Jäger auf dieses barbarische und schlicht unverantwortliche Mittel. Wer Zweifel hat, bediene sich des Internets, wo heute noch über die Vertretbarkeit des Strafschusses diskutiert wird. Der Strafschuss mit der Gummischleuder, der nicht weniger schmerzhaft und verletzend sein kann als der mit der Flinte, hat sich bei manchen Unverbesslichen ohnehin bis heute gehalten. Auch die spitz zugeschliffenen Korallen gehörten in meiner Jugend noch zu den angeblich unverzichtbaren Hilfsmitteln der Hundeabrichtung; sie wurden von allen namhaften Jagdausrüstern angeboten. Die Bilder, die ich bei manchen der damaligen Heroen der Gebrauchshundedressur und der Niederjagd sah (die Fallenjagd war kaum besser), ließen mich diesem Teil der Jagd sehr schnell Adieu sagen. Im Gebirge, und überhaupt in reinen Schalenwildrevieren, ging es zivilisierter zu, auch wenn das absichtliche Krankschießen von Schalenwild zur Einarbeitung des Schweißhundes selbst in renommierten Lehrwerken noch lange propagiert wurde. So schrieb Herzog Ludwig Wilhelm in Bayern 1963 in seinem Lehrwerk für Gebirgsjäger „Die Jagd im Gebirge“: „Wenn

nötig, muß man eben für den Hund von Zeit zu Zeit ein Stück anschießen, damit er gleich anfangs öfters zum Hetzen kommt.“

Man muss aber der Gerechtigkeit halber sagen, dass es, was den Umgang und die Wertstellung eines Jagdhundes betrifft, schon immer große Unterschiede gab. Der Weg zur perfekten Feldarbeit, zur Suche, zum sicheren Vorstehen und Apportieren war schon immer der härteste. Der Berufsjäger oder Förster, der die ganze Woche hindurch mit seinem Hund am Berg unterwegs war, mit ihm gemeinsam auf der Hütte übernachtete, hatte ein anderes Verhältnis zu diesem als der Jäger, dessen Hund sechs Tage im Zwinger darauf wartete, endlich ins Revier zu dürfen. Natürlich sind diese Aussagen – zwangsweise – plakativ. So waren die Jäger, die in ihren Hunden „Arbeitskameraden“ sahen, nicht auf ein oder zwei Berufsgruppen beschränkt und nicht auf einen bestimmten Reviertyp. Sicher ist jedoch, dass das Verhältnis zwischen Mensch und Hund enger und – beidseitig – verständiger wird, je mehr beide zusammen sind. Es macht einen fundamentalen Unterschied, ob mein Hund draußen im Zwinger den Tag erleidet oder ob er neben meinem Schreibtisch liegt! Dass letztere Variante viele Hundeführer bevorzugen würden, wäre es ihnen nur möglich, sei nicht bestritten.

Jagdhunde begannen ihre Laufbahn durch die Jahrhunderte mehrheitlich als angsterfüllte Rekruten und brachten es selten weiter als bis zum Unteroffizier. Selten gelang es einem von ihnen „drei Sterne“ zu erreichen. Viele Jagdhunde hätten jedoch durchaus Generalsqualitäten gehabt, wären sie nicht von einem Menschen kommandiert und ausgebremst worden, dem es in Sachen Hundeführung kaum zum Feldwebel reichte! Die höchsten Ränge erklimmen – um in der militärischen Sprache zu bleiben – immer noch die Schweißhunde. Bei der Einarbeitung auf der Fährte wäre eine Rute, ein Steinwurf, eine Koralle, ein Elektroimpulsgerät für den größten Trottel undenkbar. Dass ein

Jäger seinen im Schuss rollierenden Hasen selbst aufnehmen und tragen muss, soll vorkommen, gleichwohl kann es der Jäger. Darüber, dass er hingegen einen laufkranken Rehbock niederzieht, wurde nichts bekannt. Hier trumps nur der Hund!

Alles ändert sich

Der globalisierte Markt und die von ihm abhängige Landwirtschaft sorgten in den letzten Jahrzehnten dafür, dass die Niederwildjagd radikal an Bedeutung verlor. Umgekehrt boomt das Schalenwild. Vor hundert Jahren konnte man etwa in Teilen der Kärntner Nockberge noch Rebhühner jagen, und Niederwild gab es in Unterkärnten überall. Das war die Zeit der Vorstehhunde. Rotwild hingegen gab es im selben Zeitraum fast überhaupt keines, und Rehe waren eher rar; die Zeit der Schweißhunde war das nicht. Das alles hat sich ins Gegenteil verkehrt. Die Vorstehhunde sind weniger geworden; das Niederwild und somit die Arbeit sind ihnen abhandengekommen. Geblieben sind ihnen – ziemlich unverändert – die Prüfungsordnungen und die Anforderungen in der Ausbildung. Das Auto und ein paar Beziehungen machen es möglich, dem Hund aus Kärnten, Tirol oder Vorarlberg im Burgenland oder in Niederösterreich einen Hasen zu zeigen, damit er wenigstens einen vor der Prüfung gesehen hat. Gewiss, das klingt sarkastisch, kommt aber der Realität verdammt nahe.

Immer mehr Jäger fragen sich, warum sie sich den nicht geringen Aufwand antun, einen Vorstehhund entsprechend seinem traditionellen Arbeitsgebiet einzuarbeiten und auf einer Gebrauchsprüfung zu führen? Das führt nicht zuletzt dazu, dass man zwar einer Rasse treu bleiben möchte, aber auf Ahnentafel und Prüfung gar keinen so großen Wert mehr legt. Und ob der eigene Jagdkamerad bis aufs letzte Haar dem niedergeschrie-

benen Rassestandard entspricht, ist dann auch nicht mehr so wichtig. Andererseits haben fünfzig oder gar hundert Jahre „Reinzucht“ bei fast allen betroffenen Rassen vielfältige Spuren hinterlassen. Hüftgelenksdysplasie, Hautallergien, Epilepsie, Linsenluxation und noch viel mehr Defekte werden heute fast schon als normal hingenommen. Natürlich – bitte nicht missverstehen! – betreffen diese Probleme nahezu alle über lange Zeiträume rein gezüchteten Hunde – nicht nur die Vorstehhunde. Diese Probleme gibt es im Bereich der landwirtschaftlichen Tierzucht ebenso, egal ob es sich um Pferde, Schweine oder Rinder handelt. Von ihren zuchtbedingten Gebrechen lebt ein ganzer Berufstand und mit ihm eine ganze Sparte der pharmazeutischen Industrie!

Im Schwarzwald begegnete man in meiner Jugend hin und wieder einem relativ hochläufigen Kurzhaardackel, der auch sonst nicht immer dem Rassestandard eines Dackels entsprach. Vielleicht waren seine Ohren etwas zu kurz oder zu lang, oder seine Brust, die Länge und Härte seines Haars waren nicht in Ordnung. Vielleicht hatte er eine weiße Schwanzspitze? Bei so einem Hund handelte es sich fast immer um das, was man einen „Wälderdackel“ nannte. Das waren bäuerliche Jagdhunde, ohne Ahnentafel und Prüfung, die den Verhältnissen des Schwarzwaldes angepasst waren. Vor allem der Mittlere Schwarzwald ist bis heute geprägt von zahlreichen bäuerlichen, überwiegend aus Wald bestehenden Eigenjagden. Noch etwas kennzeichnet den Schwarzwald – Blockfelder, sowie viel und oft früher Schnee! Jetzt fehlt nur noch ein Merkmal, das den damaligen Wälderdackeln die Existenz sicherte – der „Geiz“ der Bauern, den man durchaus auch Vernunft nennen durfte. Keiner von ihnen wäre weiß Gott wohin gefahren, um seine Hündin decken zu lassen oder sich gar irgendwo für teures Geld einen Welpen zu kaufen. Die große Zeit der Wälderdackel war jene, in der es auch für das Schwarzwälder Vieh keine Leistungszucht im heutigen Sinne gab.

Diese Wälderdeckel litten gewiss nicht unter „Reinzucht“. Doch mit ihren etwas längeren Haxen waren sie in den Blockfeldern und im frühen Schnee jedem unter „Formwert sehr gut“ leidenden Teckel nordischer Gefilde überlegen. Da ihre Bälge nicht postmortal der Pelzindustrie zugeführt werden sollten, mussten sie ihre Träger nur vor Nässe und Kälte schützen, der Rest war egal. Die Prüfung eines Wälderdeckels kannte keine besondere Form, und die allfällige Prüfungsgebühr wurde in „Chrisiwässerli“ – Kirschgeist – oder etlichen Vierteln Rotwein ausbezahlt, dies aber auch nur dann, wenn der Führer des Hundes bei einer der bäuerlichen „Triebjagden“ (kleine Riegeljagden) zufällig am meisten geschossen hatte. Sprich: Die Bewährung im jagdlichen Alltag stellte die Prüfung dar, geschrieben wurde gar nichts. Die Teilnehmer solcher Jagden erlebten, was die einzelnen Hunde leisteten, und wenn sie einen Welpen oder einen Deckrüden suchten, erinnerten sie sich an das bei der Jagd Gesehene.

Nein, ich schreibe das nicht, um den Wälderdeckel neu aufleben zu lassen. Er ist nur ein Beispiel dafür, wie einfach, wie pragmatisch und unkompliziert früher an Führung und Zucht von Hunden herangegangen wurde. Übrigens – der Wälderdeckel hat nicht nur überlebt, er erfährt sogar eine Renaissance. Vor Jahren hatten ihn etliche Jäger neu entdeckt und einen Verein gegründet. Unglaublich, aber jetzt gibt es sogar schon Zucht- und Prüfungsordnungen und einen Rassestandard. Es geht wieder aufwärts!

So, was ich bis hierher geschrieben habe, hat mir genug neue Kritiker und Feinde eingebracht. Es lässt sich ja auch hervorragend missverstehen und fehlinterpretieren. Doch es war kein Aufruf, die eine oder andere Jagdhunderasse als nicht mehr notwendig zu verstehen. Auch die Vereine und Verbände sollten nicht in Frage gestellt werden. Aber vielleicht lohnt es sich, das eine oder andere in Zucht- und Prüfungsordnungen zu über-

denken? Die Zeit bleibt nicht stehen, und sie wird Einsprüche weder von uns noch von anderen annehmen. Sie lässt uns, wenn wir ihr nicht flott folgen, einfach stehen und verleiht uns Reliktstatus.

Ein letztes Zitat sei gestattet. Es stammt von Manfred Hölzel, zu finden in seinem bereits 1986 erschienenen Buch „Die deutschen Vorstehhunde“: „Mehr und mehr wird unser Vorstehhund zum Stöberhund und zum Jagdgebrauchshund nach dem Schuss. Ruhiges Wesen, Vorwärtsdrang und Härte sind dazu wichtiger, wie weite und schnelle Suche und festes Vorstehen.“

Die Arbeitsfelder der verschiedenen Jagdhunde werden sich weiterhin ebenso ändern wie das, was uns die Gesellschaft bei Einarbeitung und späterem Einsatz des Hundes gestattet. Österreich ist jagdlich immer noch eine Insel der Seligen, doch auf Dauer lassen sich die bei unseren Nachbarn längst vollzogenen Änderungen nicht aussperren.